

# **Ihr persönliches, digitales Leseexemplar\*** **(nicht für den Verkauf)**

Erscheinungstermin: 25.02.2026

Wir bitten Sie, Rezensionen nicht vor dem  
Erscheinungstermin zu veröffentlichen.

Liebe Buchhändler\*innen,  
wir freuen uns auf Ihre Meinung.\*\*

Unter <http://www.penguin.de/book/edition.jsp?edi=650740>  
können Sie gerne Ihren Kommentar abgeben  
und das Buch mit 1 bis 5 Sternen bewerten.

\* Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

\*\*Ihre Meinung möchten wir eventuell für Werbezwecke  
veröffentlichen.





NICCI CLOKE

**SIE WAR ES.  
SIE WAR ES  
NICHT.**

THRILLER

*Aus dem Englischen  
von Ulrike Clewing*

 **PENGUIN** VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2025  
unter dem Titel *Her Many Faces*  
bei Harvill Secker, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich  
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und  
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2025 by Nicola Cloke

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2026

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktivsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Peter Hammans

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München

Umschlagabbildungen: © Magdalena Russocka/Trevillion Images

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-60473-0

[www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)

*Für Chris, für alles*



# KATIE

Feierabend. Mit dem Plätschern von Martinis und dem herben Geruch von Rasierwasser erwacht das March House zum Leben: Die Arbeit ist für heute erledigt. Ich schlängle mich durch die Menge und fahre mit dem Aufzug in die ruhige und entspannte Lobby hinunter, betrete den Korridor, in dem die einzigen Augen, die mich sehen, in Öl auf Leinwand gemalt und sicher in ihren Rahmen gefangen sind.

Ich atme tief ein. Das Tablett ruht sicher auf meiner perfekt flachen Handfläche. Die Cocktails exakt ausbalanciert. Ich mache die Tür mit der freien Hand auf, schiebe das Tablett durch die Öffnung, und schon bin ich zurück im privaten Salon und höre das Lachen der vier.

*Also habe ich zu ihr gesagt: Hör zu, Süße, das Flugzeug hier könnte ich kaufen, eine ganze Flotte für dich, auf der Stelle, sagt einer von ihnen. Die Fingernägel der anderen Hand graben sich in die Handfläche.*

Lucian fängt mich mit seinem Blick ein. Ein wohlwollendes Lächeln. Wie das eines Großvaters, denke ich.

Er ist jedenfalls kein Lustmolch. Ich kenne dieses schleimige Lächeln mit dem durchdringenden Blick, als würde eine Schlangenzunge über meine Haut streichen. Aber Lucian sieht mir nur in die Augen, will wissen, wie es mir geht, ob mir die Arbeit zu

viel ist und ob ich ihm ein paar meiner Skizzen mitgebracht habe.

Lächle. Stell die Drinks ab und antworte höflich, kurz und zurückhaltend. Ich soll heute Abend unsichtbar sein.

*Du hättest ihr sagen sollen: »Süße, ich könnte dich kaufen.«*

Hyänenhaftes Lachen. Meine Anwesenheit kümmert sie nicht. Was ich in diesem und in allen Räumen des March House höre, ist ätzend und gibt einem das Gefühl, über Glasscherben zu laufen. Jede einzelne schmerzt.

Ich ziehe mich zurück und frage mich, wie ich die Nacht überstehen soll.

Eigentlich ist das ganz einfach.

In den stillen Korridor hinausgehen. Diese Leute sich selbst überlassen, dem Ticken der Uhr lauschen, während die Nacht langsam dahingeht. Und mit ihr der Wein. Ihre Gesichter werden röter, die Stimmen lauter.

Auf ihre Bestellung warten, erscheinen, bevor sie überhaupt wissen, dass sie nach mir rufen wollen. Dekantieren und einschenken, servieren und abräumen.

Mein Moment wird kommen.

Abwarten.

# TARUN

## »KATHERINE«

Sie waren eine Herausforderung. Das darf ich offen sagen.

Ich hatte mich in der Kanzlei gerade an meinen Schreibtisch gesetzt, als das Telefon klingelte. Ich las Ursulas Namen auf dem Display und hätte den Anruf zunächst gern ignoriert. Doch aus einem Pflichtgefühl der Freundin gegenüber, die mir zur Seite gestanden hatte, als ich sie wirklich brauchte, nahm ich ab, bereute es aber, sobald ich ihre forschende Stimme vernahm.

»Schön, dass du wieder da bist«, begrüßte sie mich und brachte gleich Ihren Fall vor.

Katherine Cole war zweiundzwanzig, Kellnerin im March House, einem Privatclub im Herzen von Mayfair, dessen Stammkunden zu den reichsten und mächtigsten Menschen Londons gehörten, und wurde beschuldigt, vier von ihnen ermordet zu haben.

Ich stellte mir die Szene vor. Den privaten Salon mit dem antiken Eichentisch; Lucian Wrightman, der Besitzer des Clubs, am Kopfende. Vor sich die Flasche mit dem vergifteten Brandy. Zwei seiner Gäste, der Immobilienmagnat Harris Lowe und der Staatssekretär im Finanzministerium und Mitglied des Parlaments, Dominic Ainsworth, waren auf ihrem Sitzplatz gestorben, während der Dritte, der Ölbaron Aleksandr Popow, ein

Stück entfernt am Boden liegend aufgefunden worden war, offensichtlich nicht mehr in der Lage, Alarm auszulösen, bevor er zusammenbrach.

Eine tödliche Dosis Blausäure setzt die Körperzellen außerstande, Sauerstoff aufzunehmen. Die Folge sind Verwirrung, Schwindel, Krampfanfälle und ein rascher Herz-Kreislauf-Kollaps, bevor das Opfer ganz das Bewusstsein verliert und ver stirbt.

Eine brutale Methode, jemanden umzubringen. Aber leider hatte ich schon Schlimmeres gesehen.

Katherine Cole hatte ihren Arbeitsplatz verlassen und war kurz nach Mitternacht von einer Überwachungskamera aufgenommen worden, als sie aus dem Gebäude kam. Anschließend war sie bei dem Versuch, mit dem Frühzug von Paddington aus London zu fliehen, verhaftet worden. Zu den Polizisten hatte sie gesagt: »Sie haben es verdient.«

Sie war also wirklich eine Herausforderung.

In der Untersuchungshaft hatte sie sich geweigert auszusagen, den Pflichtverteidiger abgelehnt und sich zumindest anfangs auch Ursula gegenüber wenig gesprächsbereit gezeigt, die ihr Vater ersatzweise beauftragt hatte. Sie schien in ihrem Fall durchaus zuversichtlich zu sein, aber mir wurde dennoch schnell klar, dass sie einen hochkompetenten Prozessanwalt brauchte, der sie vor Gericht vertrat, wenn sie überhaupt eine Chance haben wollte, freizukommen.

Ich hätte mich geschmeichelt fühlen können, dass Ursula mich auserkoren hatte. Stattdessen aber packte mich bei der erneuten Durchsicht der Unterlagen das nackte Grauen.

# JOHN

## »KIT-KAT«

Du warst ein Geschenk. Unerwartet, aber nicht unerwünscht, eine Tochter, die nach bereits zwei Söhnen noch das Licht der Welt erblickte. Drei Tage vor deiner Geburt wurde deine Mutter achtunddreißig. Natürlich ist das noch kein Alter, eigentlich. Aber nach Bobby dachten wir, dass sie kein weiteres Kind mehr austragen könnte. Wir hatten schon das große Glück, die Jungs bekommen zu können, und waren zufrieden damit, mit unserer kleinen Familie.

Dann warst du da. Ein süßes kleines Mädchen, dreitausendeinhundert Gramm leicht und immer zufrieden, wenn nur irgendjemand dich trug, der dich tragen wollte. Lächelnd auf die Welt gekommen, sagten wir immer, obwohl Bobby, der sich mit der neuen Situation schwertat, nicht müde wurde zu sagen: »Macht doch nicht so einen Wind um sie!« Er belauschte gern Gespräche von Erwachsenen und schnappte Redewendungen wie eine kleine Elster auf. Vielleicht erinnerst du dich noch, als du klein warst, wie er den Leuten gerne erzählte, du wärst *ein Umfall* gewesen.

Stephen, dein elf Jahre älterer Bruder, hat seine Rolle als dein Beschützer von Anfang an sehr ernst genommen. Selbst beim Überqueren ruhigster Straßen nahm er dich an der Hand. Aber

auch als du schon größer warst, war er zur Stelle, wenn du – voller Lust auf Abenteuer, den Schalk im Nacken, immer auf Entdeckungsreise – einen Baum erklimmen, über einen Zaun klettern, mit deinem kleinen blauen Dreirad rückwärtsfahren oder in den Schornstein krabbeln wolltest, um den Weihnachtsmann zu suchen. Du hast die Geschichten geliebt, die er für dich erfunden hat: von einem Bären namens Howard und einem tapferen Mädchen, das – auf dein Drängen hin – Pfannkuchen hieß und unter der zweifelhaften Führung des WotsitPotsit-Vogels ferne Länder und magische Welten bereiste. Nichts hat dich so sehr zum Lachen gebracht wie dieser schlecht erzogene Vogel. Und wenn wir im Garten oder am Strand waren, habe ich dich dabei beobachtet, wie du dein kleines Gesicht in den Himmel recktest, in der Hoffnung, diesen Vogel tatsächlich sehen zu können.

Deine Mutter und ich machten uns Sorgen um dich, als du älter wurdest. Mehr als um die Jungs. Vielleicht ist das normal. Es ist furchtbar, die eigene Tochter in die Welt hinauszuschicken. Und du warst so eigensinnig und furchtlos, dass ich manche Nacht wach lag und mich fragte, was die Welt aus dir wohl macht und du aus ihr. Manchmal schien sie dich zu verwirren. Mit vier, fünf, sechs Jahren warst du ein einziges Bündel aus Fragen: *Warum schläft der Mann da auf dem Bürgersteig? Warum ist diese Frau traurig? Warum muss ich zur Schule gehen? Warum leben wir in einem Haus und nicht am Strand? Kann ich lernen, ein Flugzeug zu fliegen? Kann ich zum Frühstück Kuchen essen? Wann ist wieder Weihnachten?*

Und oft hatte ich das Gefühl, dich mit meinen Antworten zu enttäuschen, denn mir war bewusst, wie unzulänglich sie waren: *Na ja, manchmal sind die Menschen eben traurig, oder müssen wir Dinge einfach so machen.*

An einem Wochenende, du warst sechs Jahre alt, warst du wütend, weil ich dir verboten hatte, allein auf dem Feld hinter unserem Haus zu zelten. Deine Mutter hatte versucht, dich für die Geschichten zu begeistern, die sie geliebt hatte. Darunter waren die Hörbücher *Die Schwarze Sieben* und *Nancy Drew*, in die du dich verliebt hattest. Du wolltest nach Räufern und Schmugglern Ausschau halten und im Schein der Taschenlampe Notizen in deinen Schulheften machen. Ich sagte dir, dass das zu gefährlich sei. »Warum denn, Dad?« Du warst verärgert. Ich konnte dir aber nicht erklären, dass es nicht die Schmuggler sind, vor denen man sich nachts im Dunkeln fürchtet. Stephen wollte dir einen Gefallen tun und bot an, mit dir im Garten zu zelten, und Bobby, aus Angst, zu kurz zu kommen, war plötzlich auch begeistert.

Stephen und ich bauten das Zelt zusammen auf, und du warst schon hineingehüpft, bevor wir die Spannleinen am Boden befestigt hatten.

»Super.« Du warst begeistert. Mit dem aufgeschlagenen Notizbuch und einem alten Fernglas um den Hals, das dein Onkel den Jungs geschenkt hatte, hast du dich auf den Bauch geworfen. »Na los, kommt rein, kommt rein!«

Ich ließ euch allein, und später, als die Nacht hereinbrach, sah ich durch unser Schlafzimmerfenster den Schein deiner Taschenlampe durch die Zeltplane schimmern. Es war kälter als vorhergesagt, und als ich hinausging, um nach dir zu schauen, war ich mir fast sicher, dass du wieder ins Haus kommen würdest.

Doch du warst schon in deinen Schlafsack gekrochen und schiefst tief und fest, während deine Brüder friedlich neben dir in ihren Büchern lasen. Stephen war schon siebzehn und wäre vermutlich lieber mit seinen Freunden unterwegs gewesen.

Doch er lächelte mir zu und nahm die zusätzlichen Decken, die ich mitgebracht hatte. Bobby mit seinen zehn Jahren war normalerweise viel zu cool, um sich mit einem von uns abzugeben. Er zeigte auf das Notizbuch. »Weder Schmuggler noch Räuber«, sagte er, »aber wir haben eine Eule und die Alarmanlage eines Autos gehört.«

Am nächsten Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, kamst du herein. Das Haar stand dir struppig vom Kopf ab, und der Schlafanzug war feucht vom Tau. Du hattest deine Plüschkatze Pudding unter dem einen und das Notizbuch unter dem anderen Arm. Noch nie hatte ich dich so glücklich gesehen.

# MAX

## »KILLER-KATE«

Deine Story kam wie gerufen.

Vom March House hatte jeder schon gehört. Ein Etablissement, für das man mehr Geld als Verstand und eine besondere Einladung brauchte, um Mitglied zu werden. Wo Rockstars mit führenden Politikern der Welt auf der Toilette Kokslinien zogen, Hollywoods Herzensbrecher mit den Royals verkehrten und einige der größten Unternehmensfusionen und der wichtigsten politischen Entscheidungen des letzten Jahrhunderts verhandelt worden sein sollen.

Ein Mord dort wäre allein schon eine Schlagzeile gewesen, aber die Identität der Opfer verlieh dem Fall eine besondere Brisanz. Nicht dass der Besitzer, Lucian Wrightman, allen ein Begriff gewesen wäre, aber er war reicher als Gott und für den Orden des Britischen Königreichs nominiert, den höchsten Orden, den das britische Empire zu vergeben hat. Dominic Ainsworth, der feuchte Traum eines jeden politischen Karikaturisten mit seinem adretten kleinen Seitenscheitel und dem aufgeregten rosa Gesicht, hatte vor zwei Jahren als Staatssekretär einen katastrophalen Auftritt im Frühstücksfernsehen hingelegt, es danach aber irgendwie geschafft, sich einen Posten im Finanzministerium zu sichern, dabei aber den Eindruck erweckt, schon

mit dem Budget für den persönlichen Wocheneinkauf überfordert zu sein, geschweige denn mit den Finanzen des ganzen Landes umgehen zu können.

Dann war da noch Popow, ein milliardenschwerer Tycoon, der überall seine Finger drin hatte, nicht zuletzt als neuer Eigentümer eines Fußballclubs in der obersten Liga, und in den sozialen Medien stets rege Diskussionen darüber auslöste, wie heiß er war. Im Vergleich dazu wirkte Harris Lowe geradezu langweilig; Erbe des Lowe-Diamantenvermögens und Chef von Lowe-Immobilien, dem zufällig die Hälfte aller Immobilien in Mayfair gehörte – einschließlich genau des Gebäudes, in dem du ihn ermordet hast.

Sie konnten eine ganze Reihe von Ehen und Affären für sich verbuchen und verfügten zusammen über ein erschreckendes, ja geradezu abstoßendes Vermögen. Üble Jungs. Wir haben alle gespannt darauf gewartet, zu erfahren, was sie angestellt haben mochten, um zur Zielscheibe zu werden.

Dann kam die Nachricht von deiner Verhaftung: Kellnerin im Club, zweiundzwanzig Jahre alt, keine eins siebzig groß und mit einem harmlosen Gesicht, als könntest du keiner Fliege etwas zuleide tun.

Innerhalb kürzester Zeit entwickelte sich der Fall aus dem Nichts zu einem wahren Medienrummel, über Tage hinweg eine Schlagzeile nach der anderen, mit Klickzahlen, von denen wir nur träumen konnten, für jeden Artikel, den wir veröffentlichten. Und gleich nach deiner Anklage machte ich mich daran, herauszufinden, was es über dich herauszufinden gab.

# JOHN

## »KIT-KAT«

Zum Vatertag hast du mir mal Blumen mitgebracht. Du warst mit Stephen spazieren gegangen, während wir anderen unterwegs waren, und hattest heimlich in den Vorgärten der Leute Blumen gepflückt. Deine Hände waren noch mit Erde verschmiert, als du sie mir mit deinem Zahnlücken-Lächeln und dem »Tattoo« überreichtest, das du dir Tage zuvor mit einem Stift auf die Wange gemalt hattest.

»Tut mir leid«, meinte Stephen. »Ich habe ihr gesagt, dass sie das nicht darf.«

»Jungs mögen keine Blumen, du Dummkopf«, sagte Bobby zu dir, und du hast ihn verstört angesehen.

»Jeder mag Blumen«, hast du entgegnet und mich auf der Suche nach Bestätigung angeschaut.

»Ich liebe Blumen«, sagte ich daraufhin.

»Die Leute, die sie gepflanzt haben, aber auch«, wandte deine Mutter ein. »Bobby, hol deine Sachen. Kit, bist du fertig?«

Du hast mich kopfschüttelnd angesehen. »Ich möchte heute hierbleiben.«

Du hattest Bobby immer gern zum Training begleitet. Als Kleinkind war das eine riesige Spielwiese für dich. Oft mussten wir dich aus der Sprunggrube neben dem Barren und dem

Sprungtisch fischen, wo du dich gerne unter den Schaumstoffblöcken vergraben hast. Als du älter warst, nahm sich Julia, die dich so sehr mochte, hin und wieder die Zeit, den Handstand mit dir zu üben oder deine Haare kunstvoll zu flechten, während Peter mit Bobby die Trainingseinheiten durchging.

»Das geht nicht«, sagte deine Mum. »Komm schon, beil dich.«

»Bitte«, hast du mich angefleht.

»Ich muss Stephen zurückbringen«, sagte ich. »Du willst doch nicht den ganzen Tag im Auto sitzen.«

»Doch, das will ich«, hast du gesagt und das Thema damit beendet. Schon warst du weg, um deine Schuhe und den Nintendo zu holen.

Deine Mutter lächelte mir achselzuckend zu. »Dann bist du auf dem Rückweg wenigstens nicht allein.«

»Willst du mir nicht beim Training zusehen?«, fragte Bobby. Die Sporttasche, die er sich umgeschlungen hatte, ließ ihn zwerghaft aussehen.

Ich habe möglichst oft versucht, ihn zu seinem Training zu begleiten. Wir hatten eine neue Tierärztin in der Praxis eingestellt, sodass ich etwas entlastet war. Deine Mutter und ich haben die Aufgaben möglichst gleichmäßig unter uns aufgeteilt – Bringen und Abholen, Geburtstagsfeiern, dein Schwimmkurs und Verabredungen zum Spielen. Aber Peter war ein Freund deiner Mutter, und jetzt auch Julia, und so wurde dieser Teil immer mehr zu ihrer Aufgabe, während ich die anderen Verpflichtungen übernahm.

»Nächstes Wochenende, versprochen«, sagte ich zu ihm. Ich gab beiden einen Kuss und stieg mit dir und Stephen ins Auto.

Ich wollte nicht, dass Stephen nach Sandhurst geht. Als ich deine Mutter heiratete, war mir gar nicht in den Sinn gekommen,

dass sich die militärische Linie in ihrer Familie auf unsere Kinder übertragen könnte. Die Kommentare eures Onkels und des Großvaters hatte ich ausgeblendet, als ihr noch klein wart, und immer gedacht, dass Stephen – der von einer so unendlichen Geduld und Liebenswürdigkeit war – ein guter Lehrer oder Krankenpfleger oder vielleicht auch Schriftsteller werden könnte. Ihr habt euch immer noch von Howard und Pancake und dem WotsitPotsit-Vogel erzählt.

Stephen aber war wild entschlossen, und ich musste erkennen, dass das wirklich seins war. Wie er auf dem Beifahrersitz saß, so selbstsicher und ruhig, mit dem kurz geschorenen Haar, musste ich zweimal hinsehen, um in ihm den schwächtigen, süßen kleinen Jungen wiederzuerkennen, an den ich mich erinnerte.

Auf der Autobahn sprachen wir über Stephens Offiziersanwärter-Kameraden, seine Ausbilder und über die Übungen, die er in seinem letzten Semester gemacht hatte. Du warst in deine Playstation vertieft und hast uns nicht beachtet. Anfangs interessierten dich noch einige der Überlebenstechniken, die er erlernt hatte. Besonders begeistert warst du von deinem eigenen getarnten Unterschlupf, den du dir hinter den Rosenbeeten deiner Mum gebaut hattest. Aber dann warst du untröstlich, als Stephen in seinem zweiten Jahr für einen Austausch nach West Point in den Staaten ging, sodass du ihn drei Monate lang nicht zu sehen bekamst. Seitdem interessierten dich Gespräche über seine Ausbildung nicht mehr, als könntest du sie dadurch wegschaffen.

»Bist du rechtzeitig zurück, um auf den Bauernhof zu gehen?«, hast du in einer Gesprächspause gefragt.

»Dieses Jahr nicht.« Stephen drehte sich zu dir um. »Aber wenn ich zurückkomme, fahre ich mit dir nach London, okay? Wie versprochen, Oberdeck im Bus und sämtliche Sehenswürdigkeiten.«

»Super.« Du hast mit den Augen gerollt und die Lautstärke deines Computerspiels aufgedreht.

Aber als wir ihn abgesetzt haben, bist du plötzlich ganz still geworden und hast ihn so fest umarmt, dass er nach Luft schnappen musste. Unsere Blicke trafen sich, und er lächelte mir zu.

»Sei brav, okay?«, sagte er zu dir und zerzauste dir das Haar. Du hast ihn losgelassen und es ihm versprochen.

Mit sieben Jahren hast du angefangen, dich für das Zeichnen zu interessieren. Gewissenhaft hast du dich durch ein Buch aus der Bibliothek gearbeitet, das du dir ausgeliehen hattest, obwohl es eigentlich für Fortgeschrittene war. Die Zungenspitze im Mundwinkel, hast du mit Akribie versucht, den Schritten zu folgen, um einen Hund zu zeichnen. Du warst immer ganz begierig, etwas über die Welt zu lernen, und hast gern Bilder von Dingen kopiert, von denen du dachtest, dass sie Stephen gefallen könnten – Angkor Wat und die Chinesische Mauer, die berühmten »Great 8«-Tiere des Great Barrier Reefs und ein Hahnenkamm-Gewächs, das du in einem alten Gartenhandbuch deiner Mutter gefunden hattest und dessen Blüten wie Gehirne aussahen.

Du wolltest immer gerne helfen und hast dich immer an meiner Seite aufgehalten, ob nun in der Küche oder im Garten, und hast gefragt, ob ich eine Aufgabe für dich hätte. »Dein kleiner Schatten«, sagte deine Mutter einmal, obwohl du dich auch gerne neben sie auf das Sofa gekauert hast, während sie die Hausaufgaben korrigierte. Du warst sehr gesellig und hast gern geredet, und zu erzählen hattest du immer etwas, auch die Fragen gingen dir nie aus.

Zu viert sind wir zu Stephens Abschiedsparade gefahren. Du und Bobby schick herausgeputzt, deine Haare ordentlich gekämmt. Ich war so unfassbar stolz auf euch alle, als ich euch

gebeten habe, freundlich in die Kamera zu schauen. Auf dem Rückweg zum Auto sind du und deine Mutter vorausgegangen. Du hast am Bund der Strumpfhose gezerrt, die dir viel zu groß war. Am Saum deines Kleides prangte ein Grasfleck. Deine Mum legte ihren Arm um dich, zog dich an sich, und du hast strahlend zu ihr aufgesehen.

Ich denke oft an diesen Moment, der sich mir eingepägt hat, wie eine Postkarte aus einer anderen Zeit. Am liebsten würde ich in diesen Moment eintauchen, euch beide einholen, euch in die Arme schließen und nie wieder loslassen.

Im darauffolgenden Frühjahr bist du acht Jahre alt geworden. Dein Geburtstag fiel auf einen Montag, worüber du sehr unglücklich warst und es als Ungerechtigkeit empfunden hast, umso mehr, als Stephen erst in zwei Monaten von seinem ersten Einsatz in der Provinz Helmand in Afghanistan zurückkommen würde. Aber deine Geschenke – das schöne Lexikon, das deine Mutter für dich ausgesucht hatte, die Spiele, die Kleidung und das Haarband, das du dir selbst ausgesucht hattest – haben dich aufgeheitert, und du bist trotzdem fröhlich in die Schule gegangen.

An jenem Morgen haben wir die Einkäufe für das Geburtstagsessen gemacht, das du dir gewünscht hattest: Burger, Hot Dogs und die Käsemakkaroni, die deine Mutter immer macht. Den Champagner, den du dir gewünscht hattest, haben wir allerdings nicht gekauft.

»Woher kennt sie überhaupt das Wort Canapé?«, fragte deine Mum, als sie stirnrunzelnd die Liste las, die du sorgfältig für uns aufgeschrieben hattest.

Ich schob den Einkaufswagen weiter und legte Hackfleisch für die Burger hinein. »Aus *Ratatouille* vermutlich.«

»Vielleicht sollten wir den Champagner für *uns* mitnehmen«, schlug sie bei einem erneuten Blick auf die Liste vor. »Das wäre doch bestimmt in Ordnung, meinst du nicht?«

Ein gemeinsamer freier Tag war für uns sehr ungewöhnlich – die Schule deiner Mutter war wegen Reparaturarbeiten an der Wasserleitung geschlossen, und ich hatte auf wiederholtes Drängen des Geschäftsführers unserer Praxis einen meiner vielen angesammelten Jahresurlaubstage genommen. Zu Hause machte ich uns Sandwiches, die wir draußen im Garten verspeisten. Es war ein warmer und heller Tag. Wir saßen da und lauschten dem Gesang der Vögel in der Eiche über uns.

»Sie war so ein süßes Baby«, sagte deine Mum. »Erinnerst du dich noch an die süßen Bäckchen?«

»Und die Röllchen an den Handgelenken.«

Sie legte eine Hand an die Brust. »Einfach perfekt.«

Dann ein kurzes, schrilles Klingeln an der Haustür. »Das ist wahrscheinlich der Kuchen«, sagte deine Mutter, als ich aufstand. »Zwischen eins und zwei, hat die Frau gesagt.«

Doch als ich die Haustür öffnete, stand dort ein Mann, etwa in meinem Alter. Er schwitzte in seinem Anzug. Alles an seiner Erscheinung war akkurat und präzise. Nur ein leichtes Zittern in seiner Stimme verriet ihn, als er das Wohnzimmer betrat, uns bat, Platz zu nehmen, und uns die Nachricht überbrachte.

Stephen war durch eine Autobombe auf einem Patrouillenstützpunkt in Nad Ali getötet worden.

Deine Mum saß neben mir auf dem Sofa. Sie stieß einen einzigen, undefinierbaren Laut aus, sank auf die Knie und hielt sich die Hände vors Gesicht.

Du mochtest den Verbindungsoffizier, einen jungen Mann aus Stephens Regiment, der selbst Schwestern hatte und sich oft Zeit

nahm, um mit dir zu reden. Einmal bekam ich mit, wie du ihm an dem Nachmittag, an dem er da war, um uns bei den Beisetzungsvorbereitungen zu helfen, von den Briefen erzählt hast, die Stephen dir geschickt hatte, und ihm stolz die kleinen blauen Zettel mit den Witzen und Kritzeleien gezeigt hast, Stephens Beschreibungen des Lagers und der Dinge, die er von zu Hause am meisten vermisste. Mir fiel auf, dass du in der Gegenwart über ihn gesprochen hast – *er sagt, dass es dort wirklich heiß ist, das Essen in Ordnung ist und Cheryl Cole bald zur Pride-of-Britain-Verleihung kommt und er sie von mir grüßen wird* –, während der Verbindungsoffizier in seiner Antwort behutsam die Vergangenheitsform verwendete: *Das klingt, als wäre er ein lieber Bruder gewesen. Ich bin mir sicher, er hat dich sehr vermisst.*

Als deine Mutter die Briefe auf dem Küchentisch entdeckte, sammelte sie sie ein und versteckte sie hoch oben im Küchenschrank. »Es regt sie zu sehr auf«, sagte sie, obwohl ich befürchte, dass es genau andersherum war.

Stephen wurde auf einem Militärfriedhof im Westen Londons beigesetzt. Dein Onkel Neil war aus Schottland angereist, um den Sarg zu tragen. Er hatte im Golfkrieg gedient, bevor er zurückkam, um die Farm der Familie deiner Mutter zu führen, nachdem dein Großvater zu krank geworden war. Ich hatte Magenschmerzen, als ich an diesem Morgen runterkam. Dein Onkel stand bereits in Uniform in der Küche und machte das Frühstück. Bobby und du, ihr habt schweigend am Tisch gesessen. Im ersten Moment glaubte ich, Stephen dort stehen zu sehen. Erst als Neil sich umdrehte, wurde mir klar, dass ich Stephen nie wiedersehen würde.

Seitdem stand das Foto von Stephen in Uniform – eines von denen, die ich bei seiner Abschiedsparade gemacht hatte und

das dich grinsend neben ihm zeigt – auf deinem Nachttisch. In den folgenden Monaten beobachtete ich, dass es alle paar Tage eine andere Position einnahm. Mal stand es so, dass es auf dein Kopfkissen gerichtet war, mal in dein Zimmer hinein, dann wieder lag es auf der Fensterbank oder der Kommode. Es hat mich *glücklich* gemacht, dass du es berührt hast, es in der Hand gehalten hast, während ich nur mit gesenktem Blick durch das Haus lief, um nicht auch nur eines der Familienfotos ansehen zu müssen, die wir gedankenlos und selbstvergessen im Haus aufgehängt hatten, als wäre ihr Vorrat unerschöpflich. Du schienst die Einzige zu sein, die den Mut aufbrachte, sich an Stephen zu erinnern.

# TARUN

## »KATHERINE«

An dem Abend blieb ich bis spät in der Nacht in der Kanzlei und las Ursulas E-Mail noch einmal. Ich war dankbar, dass sie sich direkt an mich und nicht an meine Sekretärin gewandt hatte. Ich hatte das Gefühl, dass es Zeit wurde, an meinen Arbeitsplatz zurückzukehren, aber jetzt, nachdem ich mich in die Einzelheiten Ihres Falles eingelesen hatte, war ich mir nicht mehr so sicher.

Ich konzentrierte mich auf die spezifischen rechtlichen Punkte, die eine Jury überzeugen müssten, falls sie Sie der Morde für schuldig befinden sollte. Dabei ging ich der Reihe nach die einzelnen Punkte der Anklage durch und suchte nach Lücken und Schwachstellen, nach etwas, das Zweifel aufkommen lassen würde.

Sie befanden sich zweifellos in einer äußerst unkomfortablen Lage. Den ganzen Abend hatten Sie die Gruppe in einem Salon bedient, der sich in einem vom übrigen Club und seinen Gästen getrennten Stockwerk befand. Die einzigen Fingerabdrücke auf der Flasche mit dem vergifteten Brandy stammten von Ihnen und Lucian Wrightman selbst. Sie hatten Ihren Arbeitsplatz vorzeitig verlassen, ohne jemanden darüber zu informieren, und bei der Festnahme erklärten Sie der Polizei, dass die Opfer es verdient hätten.

Das hieß aber nicht, dass ich nicht auch die Schwachstellen in

der Anklage gegen Sie sah. Bei der Durchsicht der Akten begann ich, mir vorzustellen, wie ich vor Gericht aufstand und die Zeugen, die die Staatsanwaltschaft aufrief, ins Kreuzverhör nahm. Mit einem Mal verwandelte ich mich wieder in das Ich, das ich einst so gut gekannt hatte, und es fühlte sich gut an.

Ebenso schnell überkam mich noch ein anderes vertrautes Gefühl. Nämlich das, an einer Klippe entlangzugehen, ohne zu wissen, ob der Boden unter mir einbrechen würde. Ich las noch einmal, was Ursula über Sie verfasst hatte. Und obwohl ich wusste, dass es keine gute Idee war, las ich anschließend auch noch ein paar Schlagzeilen über Ihre Verhaftung.

In meinem Beruf gilt ein Grundsatz: die *Cab-Rank Rule*, derzufolge ein Barrister verpflichtet ist, ein ihm angetragenes Mandat zu übernehmen, sofern es in seinen Zuständigkeitsbereich fällt, er verfügbar ist und angemessen vergütet wird. Der Rechtsweg muss jedermann offenstehen. Kein Mandat darf also abgelehnt werden, nur weil ein Fall möglicherweise strittig, unpopulär oder schwer zu verteidigen ist. An diesen Ehrenkodex habe ich mich stets gehalten. Ich habe jeden Mandanten immer nach bestem Wissen und Gewissen vertreten.

Doch ich war nicht mehr derselbe Mensch. Und ich war mir auch nicht mehr sicher, ob dieser – oder irgendein anderer Fall – in meine Zuständigkeit fiel.

Auf dem Nachhauseweg rief ich Ursula an.

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte ich gleich, nachdem sie abgenommen hatte. »Ich bin nicht der Richtige für so etwas.«

»Natürlich bist du das«, entgegnete sie.

»Ich bin noch nicht ...«

»Doch, das bist du«, warf sie in einem Tonfall ein, der keinen Widerspruch duldete. »Du kannst ihr helfen.«

Ich sagte nichts. Vor mir tauchte der Eingang zur U-Bahn-Station auf.

»Es geht nicht um Marla, Tarun«, sagte Ursula.

Ich zögerte einen Moment, ein wenig kurzatmig.

»Na, komm schon«, sagte sie. »Ich brauche dich. Und du brauchst den Fall.«

# JOHN

## »KIT-KAT«

In den Monaten nach Stephens Beerdigung, als es still im Haus wurde, zu still, warst du mit deinen Fragen da, mit deinen Geschichten vom Tag und deinen kleinen Späßen. Abends hast du immer darauf bestanden, mich beim Gassigehen mit dem Hund zu begleiten, hast den Mantel über den Pyjama gezogen und an der Tür gewartet. Du und ich und Wilbur, der immer geduldig deine Umarmungen und Hänseleien und Versteckspiele ertrug, liefen immer die gleiche Runde über die Wiese, durch die Dünen bis zum Strand hinunter. Für dich, hast du mir mal gesagt, war das der schönste Teil des Tages, bis ich dich irgendwann, ein paar Monate später, zu deiner Mum sagen hörte, dass du nicht wolltest, dass ich einsam bin.

Mit der Zeit arrangierten wir uns mit dieser neuen Art von Normalität. All deine Versuche, Prominente, Nachbarn oder meine Kunden in der Praxis nachzuahmen, haben uns zu Tränen gerührt. Ich weiß noch, wie verblüffend echt du die alte Mrs. Pollock nachmachen konntest, mit einer Hand in der Hüfte dagestanden hast und die imaginäre Mitarbeiterin am Empfang beschimpftest: *Ich habe Ihnen doch schon tausendmal gesagt, dass dieses Wartezimmer zu kalt für meine Bitsy ist!*

Du warst kein Überflieger in der Schule, aber du mochtest sie, vor allem Kunst und alles Kreative. Erst recht, nachdem deine Lehrerin eine Nähmaschine mitgebracht hatte, an der du üben konntest. Du kamst so begeistert nach Hause, dass deine Mum sofort auf den Dachboden ging und ihre herunterholte. Den Rest des Sommers habt ihr euch in Second-Hand-Läden auf die Suche nach alten T-Shirts und Kleidern gemacht, die du aufgetrennt hast, um dich an Stichen und Techniken aus einem anderen Buch aus der Bibliothek zu üben.

Als Mum eines Abends mit Julia zum Essen ging, trug sie ein Oberteil, das du genäht hattest. Ich dachte, du würdest gleich vor Stolz platzen.

Die Medaillen- und Pokalsammlung in Bobbys Zimmer wuchs weiter an und mit ihr sein Selbstvertrauen. Eines Nachmittags Anfang 2010, er war gerade vierzehn geworden, habe ich ihm beim Training am Barren zugesehen.

»Er könnte eines der größten Talente sein, mit denen wir bei den Turnern je gearbeitet haben«, sagte Peter, der sich zu mir gesellt hatte. »Sie können sehr stolz auf ihn sein.«

»Das bin ich auch.«

»Er ist wirklich etwas Besonderes«, sagte er und klopfte mir auf die Schulter. »Der Junge kommt noch ganz groß raus.«

Das Training nach der Schule und an den Wochenenden wurde intensiver. Ich versuchte, ihn so oft wie möglich zu begleiten, damit du zu Hause bleiben konntest, anstatt stundenlang in der Turnhalle auf der Tribüne zu warten und zu lesen oder in dein Heft zu zeichnen. Du hast mir immer wieder gesagt, wie du das hasst, dass dich alle nerven und dass Turnen ja wohl überhaupt der dümmste Sport wäre.

Aber deine Mum erzählte mir, dass du sie oft gefragt hast,

ob du nicht auch mal mitmachen dürftest, und dass du manchmal in irgendeiner stillen Ecke in der Turnhalle zu finden warst, in der du in Schuluniform und Socken Übungen am Schwebebalken oder am Pferd gemacht hast. Eines Abends bist du vollkommen aufgelöst nach Hause gekommen. Peter hatte dich gerügt, weil du in einem Abstellraum auf ein paar alten Geräten herumgeturnt hast, die du dort entdeckt hattest.

»Zieh nicht so ein Gesicht«, sagte deine Mum. »Das ist wirklich sehr gefährlich.«

»Das war nicht gefährlich«, meintest du später zu mir. »Peter war einfach gemein zu mir. Er sagte, ich dürfte nicht mehr herumschleichen und mich in den Mittelpunkt stellen.« Und deine Augen füllten sich erneut mit Tränen, als du sagtest: »Ich weiß nicht einmal, was das *bedeutet!*«

Bobby bekam eine Einladung zu einer dreitägigen Auswahlveranstaltung, ein Förderprogramm für ein offizielles UK-Team. Sie fand in London statt, und er wurde vom Unterricht befreit. Peter als sein Trainer begleitete ihn, und ich konnte Urlaub nehmen und auch mitfahren.

»Ich will auch mitkommen«, sagtest du eine Woche vorher. »Ich will die Diagon Alley sehen.«

»Die gibt es doch gar nicht, du Dummerchen«, belehrte dich Bobby, während deine Mum dich daran erinnerte, dass du zur Schule musstest.

»Das ist ungerecht«, beklagtest du dich mit wehleidiger Stimme. »Bobby darf überallhin.«

»Wenn ich erst bei den Olympischen Spielen mitmache, wirst du noch viele Reisen machen können«, bemerkte Bobby grinsend, woraufhin du mit den Augen gerollt hast.

»Das passiert *sowieso nicht*«, war deine Antwort. Aber Bobby, hoch oben auf Wolke sieben, interessierte das nicht.

Etwa um diese Zeit begannen deine nächtlichen Ängste. Schweißgebadet bist du aufgewacht oder kamst schlafwandelnd in unser Zimmer und brabbeltest etwas von bösen Männern, Tod und Feuer. Seit Stephens Tod waren zwei Jahre vergangen. Deine Mutter verbot dir, Gruselbücher aus der Bücherei mitzunehmen, und Bobby bekam Hausarrest, weil er dir Horrorfilme auf YouTube gezeigt hatte. Als ich ein paar Monate später vorschlug, eine Art Beratung für dich zu suchen, lehnte sie ab. »Das geht schon vorüber«, meinte deine Mutter. »In ihrem Alter war ich genauso.«

»Bei ihr ist es etwas anderes«, sagte ich. »Sie ist traumatisiert, wie wir alle. Sie muss darüber reden.«

»Du bringst da Dinge zusammen, die nicht zusammengehören.« Aber sie war verunsichert. »Das ist eine ganz normale Sache. Das schafft sie allein.«

»Warum sollte sie, wenn wir doch jemanden suchen können, der ihr hilft?« Ich hatte mich inzwischen von der überkommenen Vorstellung gelöst, die sie von deinem Großvater und dessen Vater übernommen hatte, dass man alles still ertragen oder erdulden müsse, weil das Aussprechen von Problemen diesen nur noch mehr Nahrung gäbe und sie befeuern würde.

»Ich möchte dieses Gespräch nicht schon wieder führen«, sagte sie, ging ins Bad und machte die Tür hinter sich zu. Ich warf mich aufs Bett und schrie ins Kissen.

Dir gegenüber haben wir uns immer als geschlossene Front gezeigt, und nach einer Reihe guter Nächte, in denen du ruhig durchschlafen konntest, habe ich die Idee einer Beratung fallen gelassen.

Eines Nachmittags kam Bobby in die Küche gestürmt und beklagte sich, dass er seine Riemchen nicht finden könne.

»Die sind doch nagelneu. Sag nicht, dass du sie verloren hast«, sagte deine Mutter.

»Nicht *ich*«, konterte Bobby gereizt. »Sie waren in meinem Zimmer, und jetzt sind sie weg.« Er stürmte die Treppe hinauf und ging in dein Zimmer.

»Hey!«, hörte ich dich rufen. »Klopf wenigstens an ...«

Es krachte, und deine Mutter und ich eilten nach oben, um nachzusehen, was los war. Bobby hatte deine Bücher und Stifte vom Schreibtisch gefegt und machte sich daran, die Schubladen zu durchwühlen.

»*Bobby*«, rief deine Mutter fassungslos, als du aus dem Bett gesprungen bist und die Wolle, mit der du erste Strickversuche gemacht hattest, zu Boden fiel.

»Nimm die Finger von meinen Sachen!«, hast du gebrüllt, und deine Mutter konnte dich gerade noch abfangen, bevor du ihn erreicht hattest.

»Genug jetzt.« Ich zog Bobby an der Schulter beiseite. Doch als er seine Hand aus der Schublade zog, kamen die nagelneuen Riemchen zum Vorschein. Wir starrten sie an.

»Ich habe sie mir nur ausgeliehen«, brachtest du kleinlaut hervor.

In den Wochen darauf kam es zu weiteren ähnlichen Vorfällen. Das Oberteil eines Trainingsanzugs verschwand auf Nimmerwiedersehen, und Bobbys Sporttasche blieb mit geöffnetem Reißverschluss im Regen auf der Treppe stehen. Ein Trikot hatte einen Riss auf dem Rücken, als ich es aus der Waschmaschine holte.

Eines Abends nach dem Baden sprach deine Mutter ein ernstes Wort mit dir. Du warst in deinen Bademantel gehüllt, und dein Haar war noch nass.

»Eifersucht ist etwas ganz Normales«, sagte sie, während sie

dich kämmte. Du bist zusammengezuckt. »Aber hör damit auf«, fuhr sie fort. »Du solltest dich für deinen Bruder freuen und ihn unterstützen.«

Du wolltest etwas entgegnen, hast den Mund aber wieder zugemacht und nur ein kurzes Okay herausgebracht.

An jenem Wochenende bin ich mit Wilbur und dir zu einem Waldspaziergang an die Küste gefahren. Als Kind warst du immer gerne dort. Du wolltest immer Stephen und Bobby beim Höhlenbauen zwischen den Bäumen helfen. Ich sehe dich noch in deinen Gummistiefelchen, die Arme mit Zweigen und Stöcken beladen und mit einem strahlenden Lächeln im zerkratzen Gesicht. Du warst rundum zufrieden mit dir. Dann wurdest du still. Die Hände in den Taschen und mit hängenden Schultern bist du weitergegangen, ohne aufzusehen. Auch von dem Ball, den Wilbur dir immer wieder vor die Füße gelegt hat, wolltest du nichts wissen.

»Komm, wir gehen Kuchen essen«, schlug ich vor. »Oder vielleicht eine heiße Schokolade?«

Du hast gelächelt und genickt, aber von deiner üblichen Begeisterung keine Spur.

Als wir im Café vor unseren dampfenden Getränken saßen, fragte ich dich, ob alles in Ordnung wäre.

Du hast nervös auf deiner Lippe herumgekaut. »Ich muss dir etwas sagen.«

»Okay, raus damit.« Ich legte meine Hände in den Schoß.

»Ich glaube nicht, dass es dir gefallen wird«, hast du angefangen.

»Du kannst mir alles sagen.«

Du musstest schlucken. »Als ich neulich mit Mum in der Sporthalle war, habe ich gesehen, wie Peter Fotos gemacht hat.«

Ich werde nie vergessen, wie deine Wangen plötzlich glühten. Du warst nie schüchtern, wurdest selten rot, trotzdem konntest du mir kaum in die Augen sehen.

»Was meinst du? Fotos vom Training?«

»Nein.« Du hast den Kopf geschüttelt. »Danach. In der Umkleide. In den ...« Du hast geblinzelt. »In den Duschräumen«, kam dann. Du hast nur noch geflüstert. »Er stand in der Tür. Niemand hat ihn gesehen, und er hat Fotos gemacht.«

# MAX

## »KILLER-KATE«

Anja, meine Frau, hatte ihre eigene Meinung über dich. »Sie sieht so süß aus«, sagte sie und scrollte beim Frühstück durch ihr Handy. »Ist doch wirklich traurig, oder?«

»Für die ermordeten Männer bestimmt.«

Sie stand auf und machte sich daran, den Tisch von verschüttetem Saft und den Krümeln zu befreien, die unser sechsjähriger Wirbelwind hinterlassen hatte. »Wie sich ihre Eltern wohl fühlen müssen. Was glaubst du, was passiert ist?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das möchte ich gerne herausfinden.«

Ich fand das Bild von dir, das sie auf BBC gesehen hatte: ein altes Foto aus den sozialen Medien. Du lächelnd im Park, der personifizierte Sonnenschein mit einem Eis in der Hand. Sie hatte recht: Du hast wirklich bezaubernd ausgesehen. Ich stellte mir die Gespräche darüber im ganzen Land vor. Wie bei Kaffee und Müsli darüber geredet wird: Was ist in diesem Club passiert? Warum hast du das getan?

Berechtigte Fragen. Und ich wollte derjenige sein, der sie beantwortet.

An jenem Tag setzte ich mich daran, Menschen ausfindig zu machen, die dich kannten und bereit waren, etwas über dich zu erzählen. Deine Eltern hatte ich schnell gefunden – das Bild von

deiner Mutter war auf der Website der Schule zu sehen, und auf der Website der Tierarztpraxis, in der dein Vater arbeitete, fand ich eine Telefonnummer und eine E-Mail-Adresse, mit denen ich es versuchen konnte. Ich ging davon aus, dass ich weder der erste noch der letzte Journalist war, der Kontakt zu ihnen aufnehmen wollte, und machte mir keine großen Hoffnungen auf eine Rückmeldung.

Deinen Bruder fand ich auf Instagram, allerdings ohne persönliche Informationen. Doch da war nichts außer bemüht künstlerischen Fotos von London – verschwommene Gebäude durch verregnete Windschutzscheiben im Bus und nächtliche Straßen im Scheinwerferlicht – und kunstvoll inszenierten Fotos von Büchern, die er las: eine klassische Agatha Christie mit einem Kaffee und einem Croissant, eine P.D. James neben einem gekochten Ei, Soldaten und einer schäbigen Teekanne. Weder sein noch dein Gesicht war auf einem der Fotos zu sehen. Aber in den Bemerkungen über seine Person war der Ort genannt, an dem er anzutreffen wäre: *Inhaber von @wilburscoffee*.

Im Wilbur's herrschte bereits reger Betrieb, alle Tische draußen auf dem Bürgersteig waren besetzt, und die Schlange vor der Theke schien kein Ende zu nehmen. Ich stellte mich dazu und gab vor, das Kuchenangebot zu bewundern. Das Lokal war voller Lifestyle-Mamis und Hipstern mit ihrem Matcha Latte und anderen Kaltgetränken, Buggys und teuren Fahrrädern, die sie zwischen den Tischen abgestellt hatten. Eine angesagte Location, direkt am Newington Green, und ich wette, die Miete war astronomisch.

Hinter dem Tresen bedienten zwei Mädchen, von Bobby keine Spur. Vielleicht hielt er sich bewusst bedeckt, solange das Fahndungsfoto von dir in den Köpfen der Leute noch nicht verblasst

war. Ich spielte mit dem Gedanken, unter irgendeinem Vorwand nach ihm zu fragen, mich vielleicht als besorgter Freund auszugeben, eine Vorgehensweise, die mir in der Vergangenheit schon gute Dienste geleistet hatte, wenn es darum ging, weniger ergiebige Quellen zum Sprudeln zu bringen. Das erwies sich jedoch als unnötig – denn gerade als ich mich an den Anfang der Schlange vorgearbeitet hatte, erschien er, das Handy zwischen Schulter und Ohr geklemmt. Ich bestellte bei einem der Mädchen einen schwarzen Kaffee und beobachtete ihn, wie er am anderen Ende des Tresens einen Stapel Dokumente durchsuchte. Eine gewisse Familienähnlichkeit war nicht zu übersehen; das mausgraue Haar und die Sommersprossen. Doch mit dem kräftigen Kiefer und den strahlend blauen Augen hatte er markantere Züge als du, und er sah aus, als würde er besser auf sich achten.

In dem Moment, als mir der bestellte Kaffee gereicht wurde, schien er gefunden zu haben, was er suchte. Geistesabwesend legte ich die Karte aufs Display, während mein Blick deinem Bruder folgte, der sich mit gesenktem Kopf zwischen den Tischen hindurchschlängelte und auf den Bürgersteig hinaus trat. Irgendwie wirkte er mitgenommen, ängstlich, als fürchtete er, erkannt oder angesprochen zu werden. Ich nahm meinen Kaffee und heftete mich an seine Fersen.

Er hatte es eilig und war schon ein Stück die Straße hinuntergegangen, als ich ihn beim Namen rief. Er drehte sich um. Doch als er mich, einen Fremden, sah, verhärteten sich seine Gesichtszüge. Trotzdem blieb er stehen.

»Max Todd«, sprach ich ihn an und ging ihm entgegen. Der Pappbecher war dünn. Ich hatte mir keine Manschette für den Becher mitgenommen, sodass ich mir die Hand verbrannte. »Ich arbeite für den *Herald*. Ich würde sehr gerne mit Ihnen über Ihre Schwester sprechen.«

Er erschrak und wandte sich zum Gehen um. »Kein Kommentar.«

»Die ganze Geschichte muss ein furchtbarer Schock für Sie sein«, setzte ich nach, denn mit einer kleinen freundlichen Bemerkung kommt man in der Regel schnell weiter. Sie wären überrascht, wie hilfreich ein bisschen Empathie bei manchen Menschen sein kann.

Zu meiner Überraschung lachte er. Ein bitteres, verletztes Lachen, das mir sagte, dass er reden würde. Irgendwann.

»Bei Kit schockiert mich gar nichts mehr«, sagte er. »Lassen Sie mich in Ruhe.«

Meine Visitenkarte nahm er trotzdem entgegen. Ich sah ihm hinterher, während ich mir seine Bemerkung durch den Kopf ging. *Bei Kit schockiert mich gar nichts mehr.*

Meine Neugier war jetzt endgültig geweckt.

# JOHN

## »KIT-KAT«

Es folgte eine schwere Zeit; ich erinnere mich nicht gerne daran. Deine Mutter fragte dich an dem Abend immer wieder: »*Bist du dir ganz sicher?*« Du hast weinend am Küchentisch gesessen. Mit knallrotem Gesicht war Bobby auf dich losgegangen, als er erfuhr, was du gesagt hattest, und hatte dich als *Lügnerin* beschimpft. Ich habe ihn zurückgehalten. Sein durchtrainierter Körper war von festen Muskeln durchzogen, und mein Herz raste, als ich meine Arme um ihn schlang, um ihn festzuhalten.

Deine Mutter wollte mich aufhalten, als ich sagte, ich müsse jetzt gehen und es anzeigen. Über ihre Schulter hinweg sah ich dich dastehen, klein und verzagt. Ich drängte mich an ihr vorbei und griff zum Hörer.

Als ein paar Tage später ein Mitarbeiter anrief, um uns mitzuteilen, dass die Sporthalle vorübergehend geschlossen sei, schlug Bobby so heftig gegen die Wand, dass seine Fingerknöchel bluteten. Ich versorgte die Verletzungen und verband ihm die Hand. Hielt sie fest. »Es ist furchtbar, ich weiß«, sagte ich. »Aber ich bin für dich da.«

»Sie lügt«, sagte er. »Und du glaubst ihr und nicht mir.« Er riss sich los.

Die ganze Woche hast du dich geweigert, aus deinem Zimmer zu kommen. An jenem Abend bin ich mit zwei Tellern auf einem Tablett zu dir hochgegangen. Zusammengerollt am Fußende deines Betts, hast du in einem Buch gelesen. Du hattest ein altes Sweatshirt von Stephen an.

»Hallo«, sagtest du.

»Hallo.« Ich stellte das Tablett neben dir auf dem Bett ab und setzte mich zu dir. Erst hast du mir dabei zugesehen, wie ich im Schneidersitz auf deiner Bettdecke mit den kleinen Katzen saß und anfang, meine Lasagne zu essen, bis du schließlich selbst zu Messer und Gabel gegriffen hast und anfangst zu essen.

»Sie werden mich alle hassen«, fingst du an. »In der Schule reden sie alle darüber.«

»Es ist eine kleine Stadt«, erwiderte ich. »Alle reden über alles, aber dann vergessen sie es auch wieder.«

»Okay«, war deine Antwort, auch wenn du nicht überzeugt klangst.

»Du hast nichts falsch gemacht.« Deine Schultern senkten sich leicht, als wäre eine Last von ihnen genommen worden.

Anschließend aßen wir in einvernehmlichem Schweigen. Ich brachte die Teller in die Küche und spülte sie ab, während Bobby und deine Mutter im Wohnzimmer einen Film sahen.